CHRISTOPH KÖNIG

WISSEN, WERTE, INSTITUTIONEN

Zum Marbacher Symposion über »Kontinuität und Diskontinuität in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945«

Vom 13. bis 16. Oktober 1993 fand im Deutschen Literaturarchiv ein Symposion des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik zum Thema »Kontinuität und Diskontinuität in der neueren deutschen Literaturwissenschaft nach 1945« statt.¹ Das Thema wurde in den ersten Jahren nach 1945 gemieden und dann erst hörbar, als man begann, einzelne »Sündenfälle« nachzuweisen, und endlich für eine gewisse Zeit laut, als sich in den sechziger Jahren die über einzelne Personen hinauszielende Ideologiekritik an der deutschen Wissenschaft entwickelte. Sie fand ihren sichtbarsten Ausdruck in einigen Vorträgen zum Münchner Germanistentag von 1966.² Fast drei Jahrzehnte später trafen nun in Marbach Vertreter jener kritischen Generation mit jüngeren und ganz jungen Wissenschaftshistorikern zusammen, die sich ihre Kenntnisse in jener günstigen Atmosphäre erwerben konnten, welche die historische Wissenschaftsforschung in der Germanistik seit den späten achtziger Jahren prägt.

Programm des Symposions

Institute und Dozenten

Christa Hempel-Küter und Hans-Harald Müller (Hamburg): Zur Neukonstituierung der neueren deutschen Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg nach 1945

¹ Über die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Tagung berichteten: Konrad Feilchenfeldt, Literaturwissenschaft nach 1945, in: Neue Zürcher Zeitung vom 27. 10. 1993; Markus Langer, Die zweite Unschuld, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 256 vom 3. 11. 1993 (Geisteswissenschaften); Julia Schröder, Unpolitische Liebhaber, in: Stuttgarter Zeitung, Nr. 243 vom 20. 10. 1993; Wendelin Schmidt-Dengler, Kontinuität und Diskontinuität in der neuen deutschen Literaturwissenschaft nach 1945, in: Stimulus. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik 1994, H. 1. S. 144 f.

² Nationalismus in Germanistik und Dichtung. Dokumentation des Germanistentages in München vom 17. – 22. Oktober 1966, hrsg. v. Benno von Wiese u. Rudolf Henß, Berlin 1967. Vgl. neuerdings zu dieser Epoche der Fachhistoriographie Hartmut Gaul-Ferenschild, National-völkisch-konservative Germanistik. Kritische Wissenschaftsgeschichte in personengeschichtlicher Darstellung, Bonn 1993, S. 24–62.

Wendelin Schmidt-Dengler (Wien): Nadler und die Folgen. Germanistik in Wien 1945 bis 1957

Mechtild Kirsch (Hattingen): Heinz Kindermann – ein Wiener Germanist und Theaterwissenschaftler

Hans Peter Herrmann (Freiburg): Autobiographische Selbstreflexionen

Zeitschriften

Holger Dainat (Bielefeld): »wir müssen ja trotzdem weiterarbeiten«. Die DVjs vor und nach 1945

Wolfgang Adam (Osnabrück): »Dichtung und Volkstum« und erneuerter »Euphorion«. Überlegungen zur Namensänderung und Programmatik einer germanistischen Zeitschrift

Pier Carlo Bontempelli (Rom): Die Rolle der »Göttinger Universitäts-Zeitung« und der »Hamburger Akademischen Rundschau« in der Erneuerung der Universität, im literarischen Leben und im Selbstverständnis der deutschen Literaturwissenschaft der ersten Nachkriegsjahre

Reinhard Blomert (Berlin): »Die Wandlung« – Dolf Sternberger, Karl Jaspers, Werner Krauss und Alfred Weber

Domänen

Norbert Oellers (Bonn): Editionswissenschaft um 1945

Ernst Osterkamp (Berlin): Klassizitätsvorstellungen bei Pyritz und Rehm

Michael Schlott (Hamburg): Wertkontinuität im Werkkontinuum: Die Funktion

der »Klassik« bei Walther Rehm

Wilfried Barner (Göttingen): Literaturgeschichtsschreibung vor und nach 1945 – alt, neu, alt/neu

Konrad Feilchenfeldt (München): Die Wiederentdeckung des »Juden« in der deutschen Philologie nach 1945

Methoden und Werte: exoterisch

Claudia Albert (Berlin): Die erfolgreichen Vermittler – Studienräte, Publizisten, Editoren

Marcus Gärtner (Berlin): Hermann Pongs in den fünfziger Jahren – Ein zeitgemäßer Außenseiter

Rainer Rosenberg (Berlin): Die Formalismus-Diskussion in der ostdeutschen Nachkriegsgermanistik

Methoden und Werte: esoterisch

Lutz Danneberg (Berlin): Zur Theorie der werkimmanenten Interpretation Rainer Baasner (Rostock): Günther Müllers morphologische Poetik und ihre Rezention

Bernhard Böschenstein (Genf): Emil Staigers »Grundbegriffe« – ihre romantischen und klassischen Ursprünge

Karl Pestalozzi (Basel): Walter Muschg und die schweizerische Germanistik in Kriegs- und Nachkriegszeit

Öffentliches Rundgespräch »Literaturwissenschaft vor und nach 1945: Erfahrungen, Erinnerungen, Reflexionen«

Gesprächsleitung: Wilfried Barner. Teilnehmer: Ingrid Strohschneider-Kohrs, Jean Bollack, Karl Otto Conrady, Eberhard Lämmert, Walter Müller-Seidel, Manfred Naumann

Auf den folgenden Seiten sollen die Tagungsthemen und die Ergebnisse nicht in erster Linie berichtet, sondern innerhalb eines wissenschaftsgeschichtlichen Modells rekonstruiert werden. Deshalb sind die einzelnen Abschnitte gegliedert nach allgemeineren, zum Teil thesenartig formulierten Überlegungen und konkreten, durchaus auch weiterführenden, aber eben auf diese Überlegungen bezogenen Resümees einzelner Referate. Ich beginne damit, drei Etappen der jüngeren Fachgeschichte vorzustellen (1), um den Stellenwert der Tagung besser bestimmen und das anschließend erläuterte Modell (2) darauf beziehen zu können. Drei Faktoren scheinen entscheidend und werden zueinander in ein Verhältnis gebracht; ihnen gelten die nächsten drei Hauptabschnitte: die Institutionen (Institute, Zeitschriften) (3), Verfahren bei der Ordnung von Wissen (4) und die Praxis des Faches, das sich den Domänen »Werke« und »Literaturgeschichten« (5) zuwandte.

1. SELBSTDARSTELLUNGEN UND WISSENSCHAFTSGESCHICHTE

Welche Zäsuren sie setzen, unterscheidet Gruppen voneinander. Die Gruppen mögen nach Geschlecht oder nach dem Alter gebildet sein, wie die Generationen, nach Herkunft und nach Weltanschauung, oder überhaupt von anderen Gruppen fixiert, das heißt von außerhalb charakterisiert sein. Die Zäsur ist Ausdruck einer Geschichtsvorstellung oder – emphatischer – einer Geschichtsphilosophie: sie markiert den Punkt, auf den bezogen das bisherige Geschehen neu geordnet und rekonstruiert wird; sie zeigt, welche Verläufe als kontinuierlich oder als diskontinuierlich aufgefaßt werden; sie bestimmt das Selbstverständnis nach dem Schnitt. Ob die Jahre 1933 bzw. 1936 den Bruch darstellen, wie für die meisten der Emigranten, oder 1945 oder erst die sechziger Jahre, scheidet im persönlichen Schicksal die Menschen oder in der Selbstreflexion die Geister.

Autobiographische Selbstdarstellungen haben bei Gelehrten nicht selten die Disziplingeschichte zum Gegenstand oder wenigstens zum Erzählrahmen. Selbstdarstellungen sind für die Wissenschaftshistoriographie meist die ersten Quellen zur Deutung des Geschehens. Und die Etappen der Wissenschaftshistoriographie sind dann von den Generationen bestimmt, insbesondere wenn es um ihre Geschichte oder die Geschichte ih-

rer Lehrer geht. Angesichts der Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Fachdeutungen, wie sie sich aus dem Zusammenleben mehrerer Generationen ergibt, ist zu klären, wie sich der eine Wissensanspruch gegen den anderen durchsetzen konnte.

Hans Peter Herrmann hat eine Typologie von Autobiographien und den verschiedenen Mustern erstellt, die sich zeigen, wenn in den Autobiographien die Rede auf den Zweiten Weltkrieg, die NS-Zeit und die ersten Jahre danach kommt. Als »befreiende Wiedergeburt und dann einsetzenden Verfall« beschrieb Benno von Wiese die Zeit nach 1945.3 Er meinte mit dem wiedergeborenen Neuen das zwischenzeitlich verlorene Alte, die alte Wahrheit des zeitlosen Geistes, während ihm der Verfall durch das Massenstudium und die den Geist nun endgültig zerstörenden Ereignisse der sechziger Jahre besiegelt schien. Die eigentliche Zäsur sah er da, wo die Werte, denen der Nationalsozialismus nichts anhaben konnte, schließlich doch zerstört wurden. - »Neuorientierung und langsamer Aufstieg« motivierte die Jüngeren, die - wie Peter Wapnewski, Eberhard Lämmert und Karl Otto Conrady - sich in der Festschrift für Robert Minder zur Frage »Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?«4 äußerten: In der Zeit nach 1945 suchten sie mühsam einen eigenen Weg, genau wollten sie sein und von geschichtsphilosophischen Entwürfen, dem »Weltdeutungsgehabe der Germanisten«5 nichts wissen: »Unpathetische Genauigkeit wurde unser schon beinahe wieder pathetischer Vorsatz. Kritik machten wir eher zu unserer Sache als den Gewinn neuer Maßstäbe. «6 Nur eines war vorerst gewiß: der Wert des literarischen Gegenstands; bis Anfang der sechziger Jahre hatte sich jedoch die Theorie in der Gestalt von Literatursoziologie oder Ideologiekritik zur Folie dahinter entfaltet. – Weitere Muster variierten das Verfallsmodell, hatten auch erhebliche Visibilität (Lutz Danneberg),7 jedoch keine offizielle Erklärungskraft: Nazis wie Heinz Kindermann beklagten nach 1945 sofort die »Orientierungslosigkeit der Zeit« und das »herrschende Chaos« – ebenso wie Hermann Pongs, der den Niedergang der Zeit diagnostizierte, weil sie ihre Verbindung zum

ganzen/einen Weltgrund verloren habe, sichtbar im Schwinden von Symbolen, etwa im Abriß des Berliner Schlosses, das für Pongs ein zentraler »lieu de mémoire« war. – Karl Pestalozzi wies auf Walter Muschgs Tragische Literaturgeschichte hin, die radikaler und dieser Geschichtssicht radikal widersprechend Zeiterfahrungen aufnimmt. In seiner Vorstellung eines langzeitlichen und nicht umkehrbaren Verfalls in der Geschichte, die sich von einem archaischen Ursprung immer weiter entfernt, erscheint das »Dritte Reich« immer wieder »als Zielpunkt des Niedergangs.«

Der Beitrag von Herrmann provoziert die Frage: Wie verhält sich die jüngere Wissenschaftsgeschichte dazu? Eng an solche autobiographische Muster angelehnt sind die drei Etappen, welche sich in der kritischen Auseinandersetzung der Germanistik mit der Rolle ihrer Gelehrten und ihrer Fachinstitutionen (Verbände, Zeitschriften, Institute) in der NS-Zeit unterscheiden lassen. 9 Unmittelbar nach Kriegsende machten sich in besonders exponierten Fällen – etwa zu Josef Nadler, oder zu Heinz Kindermann in Wien - Stimmen bemerkbar, die vor allem warnten, daß der akademischen Jugend solche Lehrer nicht weiter zumutbar seien. Solche Äußerungen sind doppelt selten: Nicht nur war die Kritik im Fach an den eigenen Kollegen insgesamt verhalten, sondern vor allem »retrospektiv« (Wilfried Barner), wies auf den vergangenen Fehltritt hin. Wurde dagegen nun nach vorn in die Zukunft gefragt, so beurteilte man das menschliche Verhalten von vordem und nahm prospektiv an, daß persönliche Werte auf die wissenschaftliche Praxis Einfluß haben würden. Diese Relation galt in der zweiten Etappe, in den Jahren vor und nach 1966, als selbstverständlich. Damals standen in der Debatte um die akademischen Väter Fragen der Ethik, der »politischen Ethik« (Karl Otto Conrady) im Vordergrund.10 Welche politische Verantwortung hätten sie in der NS-Zeit und gegen sie übernehmen können, wurde gefragt, und: Welche verantwortungsbewußten Schlußfolgerungen waren nun, spätestens Mitte der sechziger Jahre, zu ziehen, wenn seinerzeit die ethische Entscheidungs- und Charakterfe-

³ Benno von Wiese, Ich erzähle mein Leben. Erinnerungen, Frankfurt/M. 1982.

⁴ Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker? Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlaß des 70. Geburtstages von Robert Minder, hrsg. v. Siegfried Unseld, Frankfurt/M. 1972 (suhrkamp taschenbuch, 60).

⁵ E. Lämmert, [Brief an Robert Minder], Anm. 4, S. 152-163, hier S. 156.

⁶ Ebd.

⁷ Ein wesentlicher Begriff des Hamburger Projekts zur Geschichte der Aufklärungs-Forschung von 1965–1990 (im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms »Wissenschaftsforschung«); »Visibilität« erleichtere die Anerkennung von Wissensansprüchen innerhalb des Faches. Vgl. dazu H. 7 (Juni 1994) der »Mitteilungen« des Marbacher Arbeitskreises für Geschichte der Germanistik.

⁸ Vgl. Jan Assmann, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1992; Maurice Halbwachs, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen (1925), Frankfurt/M. 1985.

⁹ Gaul-Ferenschild (Anm. 2) rekonstruiert nicht problemorientiert oder funktional, sondern entlang den (meist auf Kontroversen bezogenen) Selbstdarstellungen; er unterscheidet in der Fachhistoriographie folgende Phasen nach 1945: Traditionsverweigerung, Sündenfall-Registrierung, Kritik einer deutschen, dann einer bürgerlichen Wissenschaft, Institutionalisierung und »erneute Stagnation«.

¹⁰ Vgl. Nationalismus in Germanistik und Dichtung (Anm. 2); zuletzt Karl Otto Conrady, Völkisch-nationale Germanistik in Köln. Eine unfestliche Erinnerung, Schernfeld 1990; dazu die Rezension von Christoph König, in: Germanisch-romanische Monatsschrift N. F. 42, 1992, H. 4, S. 451–453 (Bd. 73 der Gesamtreihe).

stigkeit nicht ausgereicht hatte. Ideen von 1789 standen gegen jene von 1914 und 1933, und die Namen, die hauptsächlich fielen, waren jene von Ernst Bertram, Hans Naumann, Gerhard Fricke, Karl Justus Obenauer, Julius Petersen, Hermann Pongs, Heinz Kindermann, Friedrich Panzer, Friedrich von der Leven – Namen nicht immer der Lehrer, aber oft jener, die von den eigenen Lehrern in Schutz genommen wurden. Zugrunde lag die für andere Wissenschaften gar nicht selbstverständliche Prämisse, daß das politische Verhalten und die Fähigkeit, darauf zu reflektieren, für Lehre und Forschung qualifizieren oder nicht, eine Prämisse, die eine ihrer Wurzeln wohl in der herausragenden und bis dahin selten beargwöhnten kulturellen Rolle des Faches seit den Anfängen und vor allem im Kaiserreich hatte. 11 So hat sich die nachfolgende Generation, indem sie über Werte diskutierte, auf die Gegenseite eingelassen. In einer solchen Kontroverse fordert die eine Seite von der anderen entweder Diskontinuität oder Zurückweichen, um guter Kontinuität den Weg zu lassen. 12 Natürlich können auch gutgemeinte Impulse, eben weil sie den Streit der Werte fortsetzen, trotz ihrer kritischen Haltung für die Kontinuität des Alten sorgen. Konrad Feilchenfeldt wies auf die Konjunktur literaturwissenschaftlicher Auseinandersetzung mit deutscher Literatur und Judentum in den letzten zwei Jahrzehnten hin und kritisierte, daß zu wenig bedacht, geschweige denn offen ausgesprochen werde, daß die »Ausgliederung dieser Fragestellung aus der geschichtlichen Überlieferung deutscher Literatur eine ursprünglich antisemitisch inspirierte Entscheidung darstellt«. In der Selbstreflexion erscheint die Fachgeschichte als Streit von Gruppen, die durch Werte sich voneinander unterscheiden: wer gewinnt, hat die Geschichte für sich. Folgerichtig galten die hierarchische, heroische, elitäre und antidemokratische Denkform der Literaturwissenschaft in der Nachkriegszeit, ihr Antimodernismus, als jene Faktoren, die die Kontinuität von vor 1933 bis nach 1945 sicherten. 13

Dagegen lassen sich prinzipielle Einwände erheben – und sie wurden in den letzten Jahren erhoben. Bildet man die komplexen Zusammenhänge von Institution, Theorie, Werten/Ideologien, Leistung¹⁴ und Text in nur einem dieser Faktoren ab und privilegiert ihn somit, läuft man nicht nur Gefahr zu reduzieren, sondern bedenkt auch nicht die Verhältnisse, die dieser Faktor zu anderen im einzelnen hat. Übrigens wird eine Kritik, die nicht nur Werte gegeneinander abwägt, sondern auch fragt, welchen Einfluß Werte auf die anderen Bereiche haben, haben müssen oder – künftig - nicht mehr haben sollten, um einiges wirkungsvoller sein. Diesem Einwand liegt die Einsicht in die Rekonstruktivität von Erinnerungsfiguren¹⁵ zugrunde, die zu bedenken und damit zu überbieten ist. Er weist auf einen neuen Kontext fachgeschichtlicher Analyse. Der Kontext ist nicht mehr die Selbstdarstellung, sondern die fachbezogene Selbstreflexion. Eine dritte Etappe fachgeschichtlicher Reflexion gewinnt an Konturen, die sich auf die ethische Fragestellung nicht mehr direkt einläßt. Modelle bildend sucht sie sich der Frage zu nähern, wie die Disziplin funktioniert. 16 Kann sie zwar die Wirkungsweise von Werten im gesamten Gefüge genauer analysieren, so mag ihr Defizit nun sein, daß sie nicht mehr bestimmt, was alles nicht funktioniere. Auch wenn es den Wunsch gibt, dies zu wissen, bleibt dem Ansatz als einzig mögliches Ziel, den Gegenstand zu optimieren: Die Disziplin soll besser funktionieren. Da es aber nicht möglich ist, Ordnungs- und Wertungskriterien ausschließlich von innen her zu entwickeln, ist die Diskussion darüber nötig, was man sich von »Wissenschaft« erwartet. Das ergibt neue Entscheidungen, doch beziehen sich diese neuen Werte auf die Wissenschaft selbst, sie sind in ihrer Anwendung durch das Bewußtsein, daß man es mit einem komplexen Gegenstand zu tun hat, gebrochen, und sie integrieren die alte Fragestellung, weil nun das Verhältnis von Werten und Fach problematisiert wird.

Das Symposion zu »Kontinuität und Diskontinuität« hatte seinen besonderen Reiz und Gewinn davon, daß nicht nur die hier skizzierten Muster vertreten waren (der älteren in den Referaten, die jüngeren leibhaftig), sondern daß auch die Positionen entsprechend der neuen Erinnerungssituation in Bewegung kamen, und komplexe Muster sich zu bilden begannen. Jene Kollegen, die in den sechziger Jahren das kritische Wort

¹¹ Vgl. Fritz K. Ringer, Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933 (1969), Stuttgart 1983; samt der eingehenden Rezension von Friedrich Vollhardt, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 10, 1985, S. 299–304.

¹² E. Lämmert skizziert die Geschichte der Germanistik als eine »deutsche Wissenschaft« und räumt damit dem Wert »Nation« die stärkste historische Kraft zu. Wenn er fordert, daß die Germanistik »auf eine unprätentiöse Fachdisziplin« (S. 34) zurückzuführen sei, bezieht er sich auf den hier geschilderten Rahmen. Statt besserer Werte (Conrady) fordert er deren Aufgabe und wendet sich damit an die künftige Germanistik. Seine fachgeschichtliche Sicht bleibt davon unberührt (E. Lämmert, Germanistik – eine deutsche Wissenschaft, in: Nationalismus in Germanistik und Dichtung, Anm. 2, S. 15–36).

¹³ Eine Auffassung, die auch Klaus Scherpe vertritt. Vgl. ders., Die Renovierung eines alten Gebäudes. Westdeutsche Literaturwissenschaft 1945–1950, in: Wissenschaft im geteilten Deutschland. Restauration oder Neubeginn nach 1945?, hrsg. v. Walter H. Pehle u. Peter Sillem, Frankfurt/M. 1992 (Fischer Geschichte, 11464), S. 149–163.

¹⁴ Vgl. Jürgen Fohrmann, Organisation, Wissen, Leistung. Konzeptuelle Überlegungen zu einer Wissenschaftsgeschichte der Germanistik, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 16, 1991, S. 110–125.

¹⁵ Assmann, Anm. 8, S. 42.

¹⁶ Vgl. Wilhelm Voßkamp, Zur Wissenschaftsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft in der Bundesrepublik, in: Wissenschaft und Nation. Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Literaturwissenschaft, hrsg. v. dems. u. Jürgen Fohrmann, München 1991, S. 17–28, hier S. 25.

führten, konnten – vielleicht weil sie spürten, wie grundsätzlich der Konsens in den Werten war – sich frei fühlen, mit den Jüngeren deren Ansatz zu erwägen und auch die Frage, ob Philologie ohne Werte auskomme oder nicht. Die fachgeschichtliche Selbstreflexion begann sich von der autobiographischen zu lösen.

2. EIN MODELL FÜR DIE REKONSTRUKTION DER TAGUNGSERGEBNISSE

Das Begriffspaar »Kontinuität/Diskontinuität« prägte die Leitfrage der Tagung. Was verbirgt sich dahinter? Es hat Sinn nur in einer Konstruktion. Kontinuität kann auf zwei Arten »zustande« kommen. Zum einen ist Kontinuität wesentlich eine Frage der Einheiten, auf die sich die Analyse bezieht. Einheiten sind selbstbezüglich und gründen auf Selbsterhalt. Dies zeigt sich in ihrer charakteristischen Trägheit (inertia). Starke Einheiten sind vorzüglich der Gegenstand fachhistorischer Forschung. Starke Einheiten sind kontinuierlich: So gerät vor allem Kontinuität in den Blick der Analyse. Die Hauptverantwortung der Analyse besteht deshalb darin, Einheiten zu bestimmen und voneinander abzugrenzen. Universitäten und Fächer erweisen sich – wie deutlich werden wird – unerschütterlicher als etwa Zeitschriften oder Schulen. Diskontinuität wäre dann der Bruch bzw. eine erhebliche Abwandlung solch starker Einheiten.

Kontinuität ergibt sich aber auch, wenn die Untersuchung sich auf ein 'Spektrum konzentriert, da im Angebot von Möglichkeiten insgesamt sich nicht so viel und so rasch etwas ändert. Diskontinuität bestimmt sich in diesem Fall als Verschiebungen von Macht- und Modeverhältnissen innerhalb des Ensembles. ¹⁷ Diese Form von Kontinuität bzw. Diskontinuität setzt einigermaßen konstante Elemente voraus. Zu fragen ist hier, auf Grund welcher Anforderungen sich deren Visibilität ändert.

Die Frage nach Kontinuität oder Diskontinuität führt also selbst über sich hinaus. Darin besteht auch ihr heuristischer Wert. Eigentlich geht es um die Einheiten, um ihr Spektrum, und wie sich verschiedene Typen von Einheiten zueinander verhalten. Die Frage, die blutleer binär anmutet, öffnet den Blick auf komplexe und spezifische historische Phänomene.

Auf der Grundlage des während des Symposions ausgebreiteten Reichtums an Daten und Deutungen sollen solche Einheiten vorgeschlagen, und innerhalb eines Modells ihr Zusammenhang erläutert werden. Dabei wird es vor allem um *Institution* (und ihr Verhältnis zur Politik), Praxis (im

Fach) und *Theorie/Werte* gehen. Dieses Modell gehört natürlich zur dritten der oben rekonstruierten Etappen in der jüngeren Fachgeschichtsforschung und versucht auch, die eine oder andere ihrer konzeptuellen Schwierigkeiten zu lösen.

Das Fach Germanistik hat - wie andere Fächer auch - eine interne und eine externe Ausrichtung. Diese Orientierung ist bedeutsam für die Organisation des Faches als Institution, für die Muster, welche die Ordnung des Wissens bestimmen, und für die Gebiete, in denen sich die Ergebnisse germanistischer Praxis niederschlagen. 18 In organisatorischer Hinsicht ist das Fach extern auf die Universität und ihr Verhältnis zur Politik bezogen, intern rücken Zeitschriften, Lehrstühle, Institute und Fachverbände in den Vordergrund. Extern sind die Syntheseverfahren auf Werte bezogen, intern auf Theorie und Selbstreflexion. Und schließlich entfaltet sich die Praxis des Faches (seine Domänen) nach außen in Vermittlung, Schule und öffentlicher Legitimation, nach innen in Edition, Bibliographie, Interpretation und Literaturgeschichte. Die Grundannahme ist nun, daß die Institution relativ autonom ist und in der Regel mehr von außen annimmt, als nötig ist, und daß dies in der Ordnung des Wissens und in der Praxis sich auswirkt. Natürlich variiert das nach den historischen Verhältnissen. So war die institutionelle Autonomie in der NS-Zeit wohl größer als in der DDR.

3. DIE INSTITUTION: INSTITUTE, DOZENTEN, ZEITSCHRIFTEN

Der erste Tag des Kolloquiums war den Institutionen des Faches gewidmet. Ausführlich vorgestellt und verglichen wurden zwei Institute und zwei Fachzeitschriften: Hamburg und Wien, die Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte und der Euphorion. Einige allgemeinere Bemerkungen mögen diesen Abschnitt einleiten.

Die deutsche Universität hat gegenüber der Politik stets eine relative Unabhängigekeit bewahrt, gerade weil sie ihre Legitimation in bezug auf die Politik definierte und hervorhob, daß sie den der Gesellschaft gebührenden geistigen Beitrag nur in Freiheit erbringen konnte. ¹⁹ Sie durfte sich um so freier fühlen, als sie in Wirklichkeit obrigkeitshörig war. Das Universitätswesen blieb von vor 1933 bis nach 1933 und dann auch nach

¹⁷ Darauf konzentrieren sich Voßkamp und Scherpe, wenn sie methodische Richtungen diskutieren und betonen, daß es die verschiedenen Positionen schon früher gegeben habe.

¹⁸ Stärker als bei Fohrmann (Anm. 14) werden Theorie und Werte bzw. Leistung und Wissen aufeinander bezogen. Statt des vertikalen (systematischen) Schnitts von Wissen und Leistung, steht der horizontale (erkenntniskritische) von Ordnung und Wissen im Vordergrund.

¹⁹ Vgl. etwa den einprägsamen Begriff »Mandarine« von Ringer (Anm. 11).

1945 außerordentlich stabil. ²⁰ Abgesehen etwa von den frühzeitigen Entlassungen sozialistischer und linksliberaler Professoren, brachen die Nationalsozialisten vor allem über ihr Rasseideologem ein: Durch das Gesetz zur »Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« (7. 4. 1933) konnten bis 1938 etwa ein Drittel aller Hochschullehrer vertrieben werden. Andere Versuche der Einflußnahme blieben ohne rechten Erfolg. In die Inhalte, in das Lehrprogramm konnten die Machthaber wenig hineinreden – weder die Einschüchterung durch die Studenten, noch das Führerprinzip, noch Ansätze zur politischen Stellenbesetzung störten die beachtlichen Freiräume. Aufgrund des immer schmerzlicheren Mangels an Personal verbesserten sich die Berufsaussichten, der politische Druck wurde zusehends gelockert. ²¹ Darin erweist sich die Bedeutung des akademischen Marktes. Daß die politischen Kräfte von ihm abhängig waren, zeigt erneut: Die Universität wurde in ihrer bisherigen Form nicht in Frage gestellt (das geschah erst 1968).

Auch die Stellung der Professoren innerhalb der Universität und der Fächer wurde vor und nach 1945 nicht von der Institution selbst thematisiert. Hatten sie sich nach politischen Maßstäben kompromittiert, so zog das nur in extremen Fällen Konsequenzen nach sich. Und wenn, dann geschah es nicht unbedingt auf Veranlassung der Universität, sondern eher von außen, auf Druck der Besatzungsbehörden etwa. Die vielbesprochene »personelle Kontinuität« ist nur möglich innerhalb der institutionellen Autonomie.

Innerhalb differenziert sich die Universität nach Fächern, und diese nach Zeitschriften, Instituten oder Verbänden. Das Politische kann an solchen einzelnen Stellen eindringen und partiell Einfluß gewinnen. Voraussetzung ist indes meist die von der Institution nicht ableitbare Bereitschaft einzelner Gelehrter, die politischen Forderungen zu den Maximen des eigenen Tuns zu machen. Wie privat das Politische innerhalb der Institution sein kann, erweist sich dann, wenn politische Anpassung nicht einmal politisch honoriert wird (wie etwa die Umbenennung des Euphorion).

Der von Wolfgang Prinz und Peter Weingart zusammengestellte Band Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten (1990)²² gehört zu einer umfangreichen Erhebung zum »Status der Geisteswissenschaften«; die Beiträge schildern aus der Sicht von Fachvertretern die Situation der For-

schung in den einzelnen geisteswissenschaftlichen Disziplinen von 1945 bis heute. In fast allen Fächern zeigt sich ein ähnliches Bild, das die Herausgeber eingangs resümieren: Kontinuität nach 1945, Destabilisierung ab Mitte der 60er Jahre und Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre eine Neuformierung in einem integrativ-kooperativen Geist. Uns beschäftigt hier die Frage: Was war kontinuierlich und warum?

Hamburg und Wien. Christa Hempel-Küter und Hans-Harald Müller entwickelten für ihr Beispiel, für die »Neukonstituierung der neueren deutschen Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg nach 1945«, deren Hauptakteure Ulrich Pretzel und Hans Pyritz waren, drei Parameter: institutioneller Kontext, Lehrpersonal und Konzepte.²³ Die Verhältnisse im institutionellen Bereich, auf den Wilhelm Voßkamps Wort von der politischen Diskontinuität abzielte, erwiesen sich als recht kompliziert: Innerhalb einer von den Besatzungsbehörden nicht weiter angetasteten und daher unveränderten Institution wurde der Lehrkörper fast vollständig ausgetauscht (Robert Petsch und Conrad Borchling gingen wohl aus Altersgründ en); da jedoch mit Pretzels und Pyritzens Machenschaften die »Berliner Schule« ihr Wirken in Hamburg fortsetzen konnte, war hinsichtlich der charakteristischen Mischung von Philologie und Geistesgeschichte, dem Erbe von Julius Petersen, nicht nur in überregionaler Sicht konzeptuelle Kontinuität gewährleistet, sondern auch in Hamburg, wo Petsch zuvor nach diesem Programm gelehrt hatte. - In Wien verharrte die Germanistik dagegen in einer beeindruckenden personalen Kontinuität, die Wendelin Schmidt-Dengler erläuterte.24 Sie wurde nur von zwei Episoden unterbrochen: Im Sommersemester 1945 stellte man Eduard Castle, 1938 frühzeitig pensioniert, wieder ein. Castle übernahm auch die Vertretung der vakanten Theaterwissenschaft, mußte jedoch 1949 weichen, weil Herbert Cysarz einen Platz bekommen sollte, und weil Heinz

²⁰ Vgl. Hartmut Titze, Hochschulen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. 5: 1918–1945. Die Weimarer Republik und die Nationalsozialistische Diktatur, hrsg. v. Dieter Langewiesche u. Heinz-Elmar Tenorth, München 1989, S. 209–240.

²¹ Vgl. ebd., S. 232.

²² Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten, hrsg. v. Wolfgang Prinz u. Peter Weingart, Frankfurt/M. 1990 (suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 854).

²³ Die »Drei-Phasen-Lehre der Fachentwicklung in der Zeit seit 1945« (Anm. 22, S. 15) bezieht sich auch auf Wilhelm Voßkamps Einschätzung der deutschen Literaturwissenschaft: »War schon das Jahr 1933 unter wissenschaftstheoretischen und methodologischen Gesichtspunkten keine Zäsur, aber unter institutionengeschichtlichen ein radikaler Einschnitt (vor allem durch die nationalsozialistische Rassengesetzgebung und Kulturpolitik) – so gilt die Doppelheit von wissenschaftsgeschichtlicher Kontinuität und politischer Diskontinuität auch für das Jahr 1945« (Wilhelm Voßkamp, Literaturwissenschaft als Geisteswissenschaft. Thesen zur Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg, in: Die sog. Geisteswissenschaften, Anm. 22, S. 240–247, hier S. 242). Voßkamps These machten Hempel-Küter und Müller einer differenzierenden empirischen Untersuchung zugänglich.

²⁴ Im alten Fach lehrte vor und nach 1945 Dietrich von Kralik, dessen Nachfolger 1955 Otto Höfler wurde, trotz seiner katholisch-nationalsozialistischen Vergangenheit; Hans Rupprich, der 1929 als Schüler Walther Brechts habilitiert wurde, war seit 1939 Extraordinarius, seit 1951 ordentlicher Professor und vertrat die Neugermanistik bis 1972.

Kindermann, einer der »ehrgeizigsten und eifrigsten NS-Literaturwissenschaftler«, sich anschickte, seine Wiener Karriere fortzusetzen, was ihm mit seiner Berufung 1954 auch gelingen sollte. Und im Dezember 1945 wurde Oskar Benda (1886–1954) zum Ordinarius für »Deutsche Literaturgeschichte und Sozialgeschichte der Literatur« ernannt, da die »Behörden offenkundig darauf aus waren, ein Gegengewicht zu der in jedem Falle belasteten Richtung Nadlers herzustellen« (Mechtild Kirsch). Vermutlich war ein solcher Einspruch, der die Universität hinderte, sich selbst fortzusetzen, erst aufgrund des Versäumnisses Nadlers möglich, den eigenen Nachwuchs zu rekrutieren: Nadler, auf politischen Druck hin entfernt, hatte niemanden habilitiert. Er hinterließ eine institutionelle Leere.

Deutsche Vierteljahrsschrift und Euphorion. 1944 mußte die Deutsche Vierteljahrsschrift ihr Erscheinen einstellen. Holger Dainat zeichnete den mühsamen Weg nach, bis 1949 das erste Heft wieder erscheinen konnte. Anfangs war es die Entnazifizierung des Mitherausgebers Erich Rothakker, dann konnte zwischen 1946 und 1948 aufgrund der Teilung Deutschlands und ausbleibender Lizensierung in der damaligen SBZ nicht entschieden werden, wo die Zeitschrift künftig erscheinen solle, in Halle, Tübingen oder Bonn. Die Kontinuität der Zeitschrift lag in ihrer wissenschaftlichen Orientierung: Beschwerten sich 1938 NS-Stellen, daß sie sich »bewußt und hermetisch gegen jeden Hauch der Gegenwart abschließt. Und niemals, auch nicht mit einem Wort, daran erinnert, daß sich in Deutschland seit 1933 manches geändert hat« (bei manchen Aufsätzen trifft diese »Kritik« wohl nicht zu), so sorgt Kluckhohn sich auch 1947, daß die Deutsche Vierteljahrsschrift von der »alten Linie der sicheren philologischen Fundierung abgelenkt« werden könnte. Die Deutsche Vierteljahrsschrift konnte ohne programmatisches Vorwort wieder erscheinen: nicht so der Euphorion, dessen Geschichte Wolfgang Adam skizzierte, und der sich auf Hermann Pongs' Betreiben hin 1934 ohen äußeren Druck (und ohne viel Nutzen) in Dichtung und Volkstum umbenannt und 1945 sein wissenschaftliches Ansehen verspielt hatte. Die dritte Folge wurde 1950 mit einem Themenheft zu »Goethe« eröffnet, ein Geleitwort von Hans Neumann und Hans Pyritz versicherte künftig Offenheit für prinzipielle Fragen, das Konzept unterschied sich von dem der Deutschen Vierteljahrsschrift nach wie vor durch die angestrebte »Lebensnähe«. 25 Wenn

sich die künftigen Herausgeber auch auf ein Bekenntnis zu wissenschaftlichem Ethos verstanden, so mußte allein die Sprache, in der dieses Bekenntnis gehalten war, sofort berechtigten Zweifel wecken – von dem 1933 entlassenen fürheren Herausgeber Paul Stefansky und seinen Leistungen kein Wort.

Diese Ergebnisse können nun auf die eingangs vorgestellten Thesen zu Kontinuität und Diskontinuität bezogen werden Da die Trägheit alle Richtungen betrifft, konnte man in der Diskussion der Tagung - wertbezogen und von heute aus – gute von schlechter Kontinuität abheben, und staunte immer weniger darüber, daß es soviel Kontinuität gebe. Bezogen auf die einzelnen Biographien wurde immer wieder die Frage erhoben, welche und wieviele Wandlungen seines Wertsystems der Mensch vertrage, oder besser: sei der Mensch bereit mitzumachen, trotz weiter reichender Einsichten. Meist kommt es nur durch äußere Verlockungen und (etwa politischen) Druck (Euphorion) oder durch »Fehler« (etwa Nadlers Versäumnis, Schüler heranzuziehen) zu Einbrüchen. Kontinuität ist, wie schon gesagt, wesentlich eine Frage der Einheiten, auf die man sie bezieht. Weil Diskontinuität vorzüglich als (Macht)Verschiebung innerhalb eines Spektrums auftritt, entstehen Zäsuren durch Gruppen, die sich durchsetzen. So ist die Geschichte der Deutschen Vierteljahrsschrift für sich betrachtet eine kontinuierliche, im Spektrum der gelehrten Zeitschriften bedeutet ihr nach 1945 fortgesetzer Erfolg jedoch etwas Neues.

4. ORDNUNG DES WISSENS: WERTE UND GEBÄRDEN

Gemäß unserem Modell ist nicht nur die Institution nach außen und nach innen orientiert, sondern sind es auch die Verfahren, die literaturgeschichtliches Wissen ordnen. Außenorientierung ergibt sich aus Wertorientierung. Auch im Hinblick auf aktuelle Fragestellungen zeigt sich das Problem einer Wissenschaft innerhalb der Werte, denn ohne Werte als Ordnungsfunktionen kommt diese Wissenschaft offenbar nicht aus. Vermutlich ist der Zusammenhang innerhalb unserer Kultur unvermeidlich. Entscheidend scheint deshalb der Geltungsmodus, den man diesen Synthesen zubilligt. Es macht einen Unterschied, ob man sie als korrigierbare Suchbilder, als Hypothesen auffaßt, oder ob ihre lebensweltliche Funktion primär ist, und weder der Gegenstand noch einzelne Beobachtungen ihre Geltung tangieren können. Der historisch aufgeklärte Umgang mit den unvermeidlichen kulturellen Ordnungsmodellen entscheidet auch über das Verhältnis der Wissenschaft zur Öffentlichkeit.

Man versuchte vor und nach 1945, das zentrale methodische Problem

²⁵ Den Lebensbezug der Wissenschaft wolle man pflegen (und nicht reflektieren). Pyritz und Neumann schrieben: »Und dennoch glauben (b) wir an einen unaufhebbaren Lebensbezug der Wissenschaft, auch der literarhistorischen Erkenntnis. « Hans Neumann und Hans Pyritz, Geleitwort, in: Euphorion, 3. Folge, 45: Bd., 1950, S. 1–5, hier S. 4. – Zu diesem Thema nun auch: Wolfgang Adam, 100 Jahre Euphorion. Wissenschaftsgeschichte im Spiegel einer germanistischen Fachzeitschrift, in: Euphorion 88, 1994, S. 1–72.

der Ordnung durch Werte zu lösen. Ein (gar nicht so fiktiver) Satz wie: Dichtung hat nur Sinn, wenn sie Ausdruck des Volkes/der Nation ist«, kann die hier gemeinte Beziehung von Ordnung und Wert erhellen. »Volk« ist in diesem Satz das Subjekt der Literaturgeschichte und ordnet die Daten. Der Begriff entwickelt indes gleichzeitig selektive normative Kraft, denn »sinnvoll« (und der Analyse wert) ist nur, was diesem Subjekt entspringt.

Man kann solche Werte rasch und in beliebiger Reihenfolge auflisten: Familie, Treue, Volk, Demut, Leben, Nation, Ehrfurcht usw. Sie gehören mindestens zwei Klassen an, die im folgenden unterschieden werden sollen. >Volko, >Lebeno, >Nationo, >Ursprungo bezeichnen Ordnungen. >Ehrfurchto und ähnliche Begriffe meinen Gebärden. Diese Werte waren lange vor den Nationalsozialisten fester Bestandteil von Kultur und Bildung. Die nationalsozialistische Politik suchte diese Werte zu aktualisieren: Gut war Gegenwart, es galt, die Gegenwart mit den althergebrachten Wertvorstellungen zu vereinbaren. Dies geschah bei den Ordnungsbegriffen wie »Volko, indem man ihnen mehr »Lebensnähe« zu geben suchte; Gebärden wie »Ehrfurcht« galten ihrerseits als leere Tugenden, bis sie auf die solcherart verlebendigten Ordnungswerte bezogen wurden. Herbert Cysarz demonstrierte – ganz im Sinne seiner Zeitgenossen – in seinem Schiller dieses Verhältnis von subjektiver Haltung (Ehrfurcht etwa) und objektiver Erfordernis der Gegenwart. 26

'Die Aktualisierung von Werten stellt nicht in Frage, worauf die Vertreter der aktualisierten und der nicht aktualisierten Werte sich beide berufen: die Tradition.²⁷ Der Abriß des Berliner Schlosses schmerzte sowohl den Nazi Pongs wie auch den Gräzisten Peter Von der Mühll (so Jean Bollack). Diese Werte richteten sich vor allem gegen die Moderne. So geschah den Vertretern humanistischer (nichtaktualisierter) Auffassungen wenig (auch wenn die Verweigerung zu aktualisieren schon einigen Charakter erforderte), und die anderen mußten nach dem Krieg vielfach lediglich die Bezeichnungen, nicht jedoch die Wertmuster austauschen (Renate von Heydebrand).

Vor diesem Hintergrund erhalten die im folgenden dargestellten Tagungsbeiträge, die sich mit Ordnung und Inhalt (Methodik, Gegenständen und Vermittlung) befaßten, eine spezielle Bedeutung. Denn aus ihnen

geht die eminente Rolle der Werte hervor, die zu unseren Überlegungen geführt hat (diesen Vorträgen war der zweite und größere Teil der Konferenz gewidmet).

Die Werte. Der Historismus hat Traditionsbilder, die der Wissenschaft lieb und teuer waren, in ihrer Entstehung analysiert und damit aufgelöst: wie alles Geschichtliche waren die abgebildeten Ereignisse nur einmalig und nicht mehr übertragbar. Es galt deshalb, das unveränderliche und einheitliche Geistige als obersten Wert zu erhalten und die Antike, die Klassik oder dann auch ganz andere Domänen ihm zurückzuerobern.28 Ernst Osterkamp räumte Walther Rehms Monographie über Jacob Burckhardt (1930) den ihr gebührenden Platz ein. Es war ein programmatisches Buch und wurde auch so gelesen. Burckhardt habe zwar poetische und mythologische Geschichtsfälschungen bekämpft, aber den idealen Bildern angesichts des historisch zugänglichen Lebens eine Funktion gegeben. Der Mythos war das Ewige des schlechten Lebens, dem Leben gegenläufig, das Wahre wurde gegen das Wirkliche ausgespielt.29 Dieses »Wahre« nahm Rehm zum Prinzip der literaturgeschichtlichen Ordnung, er schottete es ab gegen die Geschichte: eine regelrechte rupture. Es war eine gute Ordnung und hatte für ihn »Wert«, es war die gute Ordnung der »Klassik«, die er auffaßte als »Selbstfindung des Deutschen im Griechischen als im Rein-Menschlichen« (Osterkamp). 30 Michael Schlott hob ergänzend zwei Aspekte im Klassikbild Rehms hervor: dessen »Funktion« – sie kann ins Unsichtbare zurücktreten, um später in anderer Form ihre Kraft neu zu

²⁶ Herbert Cysarz, Schiller, Halle/Saale 1934; vgl. dazu etwa Walter Stang im Organ der NS-Kulturgemeinde »Bausteine zum deutschen Nationaltheater« (3, 1935, H. 12, S. 353).

²⁷ Man nehme als Beispiel die Schule im »Dritten Reich« und die Bedeutung sogenannter »klassischer Dichtung« in den Lehrplänen; vgl. Monika Waldmüller, »Künder und Deuter ...«. Klassische Dichtung in der Schule, in: Klasiker in finsteren Zeiten. 1933–1945, Bd. 2, Marbach a. N. 1983 (Marbacher Katologe 38), S. 7–34, hier: S. 17.

²⁸ Alewyn wies 1932 auf die Schwierigkeit der »Renaissance« um 1800 in Deutschland hin, »daß sie sich schon im Aufgang des historischen Zeitalters abspielte, das die Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit alles geschichtlichen Geschehens erkannt hatte, und daß ihr damit das heimliche Bewußtsein ihrer Unmöglichkeit zutiefst in die Seele gepflanzt war«. Richard Alewyn, Goethe und die Antike (1932), in: Ders., Probleme und Gestalten. Essays, Frankfurt/ M.1982, S. 255–270, hier S. 255. Vgl. zu den folgenden Überlegungen insgesamt Karl Robert Mandelkow, Goethe in Deutschland. Rezeptionsgeschichte eines Klassikers, Bd. 2: 1919–1982, München 1989.

²⁹ »Er trifft ins Leere und hat Unrecht, sein wissenschaftlich-wirkliches Bild dem dichterisch-mythischen, das Geschichtliche dem Übergeschichtlichen entgegenzusetzen, und dies um so mehr, als er ja selbst letzten Endes nicht nur das Wirkliche, sondern das Wahre, den Mythos, das Übergeschichtliche und Überzeitliche am Griechentum sucht«. Walther Rehm, Jacob Burckhardt, Frauenfeld und Leipzig 1930 (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 68–70), S. 205.

³º Das Goethekapitel und dessen Aufwertung des klassischen Jahrzehnts ist das Herzstück seines 1936 erschienenen »Griechentum und Goethezeit. Geschichte eines Glaubens«, Leipzig 1936. Rehm verband damit auch seine Absage an den Kult des Staates, da die Nation in der Gattung Mensch aufgehoben sei. Rehms Bevorzugung der Griechen gegen die staatsgläubigen Römer war wohl auch von der Aversion gegen das lateinische Französische getragen.

entfalten – und dessen Deutung: der wahre Kern des Deutschen, den die Nationalsozialisten nicht tangieren konnten, von denen er sich fern hielt.³¹ Die Diskussion bemühte sich in Fortsetzung dieser beiden Vorträge um eine Historisierung von Rehms »List«, die sich gegen historisch-genealogisches Denken richtete und darin bestand, für ewig auszugeben, was historisch ist. Weil er die Geschichtlichkeit der Humanitätsidee (Walter Müller-Seidel) verkennt, sieht er nicht, daß sein Griechenbild schon germanisiert sein muß (Jean Bollack), um zum Spiegelbild für den deutschen Menschen werden zu können. Rehm nimmt den Wert in die Wissenschaft hinein, die er konsequenterweise als eine kulturelle auffaßt: Für ihn ist der Relativismus das Ende der wissenschaftlichen Kultur.

Die »humanistischen« Werte sind nicht die widerständigsten gewesen, und auch hier gab es Unterschiede. Osterkamps Vergleich der Goethe-Auffassungen von Rehm und Hans Pyritz zeigte, daß aus dem Arsenal des Bildungsbürgers Teile genommen und zu geradewegs antihumanistischen Waffen geschmiedet werden konnten. Pyritz konzipierte seine gegenklassige Wandlung zugunsten eines dämonischen (nicht wie bei Max Kommerell spielerischen) alten Goethe in den Grundzügen schon 1939, er plante sein Hauptwerk, das jedoch nie ausgeführt wurde: wegen administrativer Überlastung, wie die einen meinen, aus Gründen von Umorientierungen in der Wissenschaft, wie Osterkamp hervorhob. Die Gedanken waren nach 1945 nicht mehr erträglich: ein Fall von Diskontinuität dank den Verschiebungen im Spektrum. Für Pyritz vollzog sich in der Klassik die Entfremdung des Deutschen von sich selbst, die Gegenmächte des Deutschen sah er in der Antike, in Napoleon (wegen dessen Kosmopolitismus) und Christiane (häusliche Sittigung), in Weimar (dem Synonym für Aufklärung). Der Deutsche finde nur dort zu sich, wo er von der klassischen Humanität absehe. Zu Recht wies Konrad Feilchenfeldt darauf hin, daß solche Instrumentalisierung ein Fall von Politik sei.

Rainer Rosenberg ging aus von der irritierenden Beobachtung, daß die neuen Machthaber in der damaligen SBZ und später in der DDR dieselbe Kunst ablehnten wie die Nazis, und konzentrierte sich auf die akademische ästhetische Diskussion, namentlich auf die Gründe für den Erfolg Lukács'. Rosenberg nannte als einen der Gründe die Übereinstimmung von bürgerlicher und marxistischer Literaturwissenschaft und führte sie zurück auf die gemeinsame Verwurzelung in der Ästhetik des deutschen Idealismus.

Die Ablehnung der (formalistischen) künstlerischen Moderne erfolgte damit aus einer Tradition, die eine Tradition beider war.³²

Weniger feinsinnig und lauter, aber von ähnlichen Grundlagen aus, wirkten die »Vermittler«, von denen Claudia Albert Helmut Wocke, Otto Heuschele und Gerhard Schumann vorstellte. Sie meinten noch, »gegen »die Wissenschaft« einen eigenen, unentfremdeten Bereich des »Geistigen« etablieren« (Albert) zu müssen. Hier wirkte wohl noch das von der wissenschaftsgeschichtlichen Forschung inzwischen überholte Vorurteil gegen eine philologisch verfaßte Disziplin nach. Das Geistige ist für sie die unzerstörbare Welt im innersten Selbst, oder – wie der Göttinger Universitätsprofessor Pongs, der auf Anordnung der britischen Militärregierung 1945 sein Amt verliert und es nicht wieder bekommt, in erstaunlicher Einmütigkeit mit den Vermittlern sagt – in unbewußten Seelenschichten finde sich der Urgrund der Welt (Marcus Gärtner). Auch charakterisieren die Studienräte, Publizisten und Editoren – allesamt studierte Germanisten – diesen »Urgrund« so wie der Professor, und verhalten sich dazu auch ähnlich.

Jenes innere Reich war vor allem durch Einheit und Ganzheit ausgezeichnet. Die Wege dorthin durften nichts Partikulares an sich haben, wollten sie den Zugang nicht einengen. Dichtung (vom Dichter nicht prinzipiell geschieden) wurde deshalb nicht als besonderer Gegenstand analysiert, sondern war Medium für den »Pakt der empfindsamen Seelen zwischen Autor, Vermittler und Leser« (Albert); man sprach nicht über das Medium, sondern durch dieses hindurch, und hatte deshalb Kategorien, »die eher höhere Instanzen anrufen, als daß sie Argumentationen oder gar Widersprüche entwickelten«. Diese zwei Momente finden sich regelmäßig: die Ehrfurcht/die Demut und die Ausübung dieser Haltung in der Gemeinde. Sie gehören zusammen, ohne daß aus der Haltung notwendig das Gemeinsame folge. Aber wer das Höhere empfängt, diskutiert nicht mit anderen das Empfangene, sondern nutzt die Gelegenheit, das eigene Erlebnis zu entgrenzen: »Schwaben ist überall dort, wo gläubige Menschen

³¹ Er verweigerte beispielsweise seine Teilnahme am gesamtgermanistischen (Kriegs)Unternehmen »Von deutscher Art in Sprache und Dichtung« (1941); sein Thema übernimmt dann Paul Böckmann. Dennoch geschah Rehm nichts.

³² Jene Ästhetik konnte Form nur als Form eines Inhalts denken, und sie betrachtete diese Form als Möglichkeit der Erkenntnis. Sowohl »Inhalt« wie auch »Form« wurden normativ festgelegt, und von der Dichtung Werte verlangt, die man bei der modernen Literatur nicht fand: Aufklärung, Sinnstiftung, Weltdeutung und Lebenshilfe. Verworfen wurde daher der literaturwissenschaftliche Ansatz des »Formalismus«, der seine Ästhetik aus der Poetik jener Literatur bezog. »Wenn ich den Formalismus als einen Ansatz zu einer speziellen Theorie der modernen Literatur bezeichnet habe, dann könnte ich jetzt sagen, daß Wissenschaftler, die die moderne Literatur ablehnten, weil sie die Werte darin nicht fanden, die sie vermitteln wollten, keinen Bedarf für eine solche Theorie hatten« (Rosenberg). Vgl. zu dieser Frage auch Günter Erbe, Die verfemte Moderne. Die Auseinandersetzung mit dem »Modernismus« in Kulturpolitik, Literaturwissenschaft und Literatur der DDR, Opladen 1993.

dem Dichterwort lauschen. « (Albert) Den Gebärden in der Gemeinde korrespondiert der Stil von Pongs: Er pflegt ihn anstelle vernünftiger Analyse, er ist seine Methode und zählt auf den ›Pakt der Seelen‹: seine poetisierende Wissenschaftssprache (mit den bevorzugten Bildbereichen »Wurzel« und »Boden«) und sein Analogiedenken, das die Dinge mittels automatischer Assoziationen und kaskadenhafter Begriffsreihungen zu zwingen sucht.

Gebärden. Was bei den »Vermittlern« augenscheinlich ist, findet sich subtiler in der »Wissenschaft«. Die Diskussion des Symposions konzentrierte sich deshalb nicht nur anläßlich von Heuschele und Pongs auf die Frage der Gebärde: Das Pathos in den Vorlesungen und die »Hörsaaldramaturgie«33 insgesamt wurden als Formen der Beglaubigung gedeutet, auch als Möglichkeit, von klaren Gedanken über Texte (Werner Wögerbauer über Kindermann) abzusehen. Reinhard Blomert hat auf die Faszination Dolf Sternbergers von der »amerikanischen Gebärde«34 hingewiesen und angedeutet, wie in der Haltung der Gelehrten sich Arten literarischer Tradition unterscheiden. Pestalozzi zitierte über Walter Muschg Max Frisch, der an jenem das Charisma der inspirierten Verkündigung schätzte. »Er sagt nicht, Jean Paul war ein Sprühgeist, sondern er sprüht. Er sagt nicht: Kleist war zerrissen. Sondern er ist zerrissen und mitgerissen und reißt mit. Er springt aus sich heraus, über den Unterrichtsangestellten hinaus, wagt sich bis zum Menschen, der sich seines Herzens nicht schämt und sich darstellt in seiner Ergriffenheit, in seiner Verzücktheit und dessen Rede ein Kampf ist, ein augenblicklich in Worte gegossenes Reden, ein Bekennen. O, wären doch alle, die diesen Titel tragen, Professoren, das heißt: Bekenner!«35 schreibt der Schriftsteller. Aus diesem Insistieren auf dem Zusammenhang von Aussage und Ausdrucksmittel ergeben sie für unseren Gedankenzusammenhang folgende Thesen.

Im Stil drückt sich etwas dem Gegenstand Äußerliches aus: Stil ist eine Gebärde, und Gebärden sind der Versuch, Fakten nicht durch Theorien zum Gegenstand, sondern durch Muster zu ordnen, die dem Gegenstand zuerst fremd sind, die meist im Leben gründen, Lebenshaltungen sind, und oft der Weg, auf dem Werte in den Analysen sich einrichten können. Der Begriff »Gebärde« will also – komplementär zu dem der Wertordnung – das Phänomen der Verbindung von Methoden mit Werten zum Aus-

druck bringen. Lämmerts Wort vom »Weltdeutungs*gehabe*« nennt diese Verbindung beispielhaft.

Meist sind solche Gesten vom theoretischen Anspruch begleitet, die Beziehung zwischen Gebärde und Gegenstand begründen zu können. Man leitet sie aus dem Gegenstand her und versucht die Korrespondenz bzw. Angemessenheit zu erweisen (etwa: dem Großen gegenüber ziemt die Demut). Gebärden gewinnen an Bedeutung, wenn der Gegenstand das Allgemeine ist (etwa im Fall des tiefen inneren Reiches des Geistes) und unfaßbar bleibt, oder wenn der mögliche (literarische) Gegenstand nicht durch eine Gegenstandstheorie umgrenzt wird: man könnte von beherrschender Identifikation sprechen. Wer wie Georg Lukács mit Kierkegaardscher Geste sich entscheidet, dem großen Ganzen (Walter Benjamin) zu dienen (Identifikation), ³⁶ prägt dieses im Grunde und macht es sich untertan. Darin zeigt sich ein allgemeiner Zug. Denn wer Gebärden einführt, behauptet einen von der Gebärde in seiner Substanz nicht berührbaren Gegenstand. Der Vorgang bleibt verborgen, solange der konstruktive Charakter der Gebärden nicht bedacht wird.

Auch die sogenannten philologischen Tugenden waren Gebärden (der Konzentration), gebildet aus der Zuversicht in den Zusammenhang der Gegenstände, deren einen man entsagungsvoll erschließen und dennoch am Ganzen mitwirken würde.³⁷ Diese Gebärden sollten auch Anfechtungen zurückweisen, die den Gelehrten in seiner Anstrengung erlahmen lassen würden; sie sind dann mehr nach außen gerichtet und helfen gelegentlich, ideologische und politische Zumutungen zurückzuweisen, Haltung zu bewahren.³⁸

 $^{^{\}rm 33}$ Ein ursprünglich für Wölfflin und Gundolf geprägtes, von Schmidt-Dengler auch auf Nadler verwandtes Wort.

³⁴ Die Wandlung 1, 1945, H. 1, S. 12.

³⁵ Max Frisch, Vivant Professores. Porträtchen, in: Zürcher Illustrierte, Nr. 17, 1934.

³⁶ Mihály Vajda wies darauf hin. Vgl. auch Christoph König, Blättern statt Entscheiden. Von der Fremdheit zwischen Geistesgeschichte und Gegenwartsliteratur im Zeitraum 1910–1925, in: Begegnung mit dem »Fremden«. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses Tokyo 1990, Bd. 6, München 1991, S. 27–35.

³⁷ Vgl. Rainer Kolk, Berlin oder Leipzig. Eine Studie zur sozialen Organisation der Germanistik im »Nibelungenstreit«, Tübingen 1990; ders., Wahrheit-Methode-Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 14. 1., 1989, S. 50–73; Jan-Dirk Müller, Moriz Haupt und die Anfänge der »Zeitschrift für deutsches Altertum«, in: Wissenschaft und Nation, Anm. 16, S. 141–164.

³⁸ Vgl. das Beispiel, das Otto Behaghel gab: Reinhard Olt u. Hans Ramge, »Außenseiter«. Otto Behaghel, ein eitel Hirngespinst und der Nationalsozialismus, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 14, 1984, H. 53/54, S. 194–223; Heinz Schlaffer, Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philologischen Erkenntnis, Frankfurt/M. 1990, hebt in seinem Kapitel »Philologie als Lebensform« vor allem hervor, wie wenig sich die Gelehrten den Anfechtungen ihres Gegenstands, der Literatur, haben aussetzen und für ihr bürgerliches Leben lernen wollen – mit üblen Folgen für die Laune jener, die sich dem Besonderen verschrieben haben.

Gebärden sind in diesem Sinn zu Bewegung gewordene Werte. Im »Geleitwort« des Euphorion,³9 das den Zweck hatte, die neue Aera nach Pongs einzuleiten, werden die methodischen Voraussetzungen künftiger Beiträge aufgelistet, indem der Erkenntnisgrundsatz (Argumentation, Kenntnisse etc.) genannt und mit den Tugenden Solidarität, Mut, Bereitschaft, Ehrfurcht und Wille verbunden wird. Allgemeinwerte fließen ein in die Gebärde wissenschaftlicher Kompetenz, die durchaus eine Haltung sein kann. Die Herausgeber wollen »keine methodische Richtung, keine Fragestellung, keine Betrachtungsart« ausschließen, »sofern nur eben jene Wesenszüge wissenschaftlicher Haltung gewahrt sind, die wir heute wie je verteidigen müssen.«40

5. PRAXIS: DOMÄNEN DER »DICHTUNGSWISSENSCHAFT«

Unsere These lautete, daß die Institution relativ autonom ist und in der Regel mehr von außen annimmt als nötig ist, daß dies durch Wertvorstellungen der Gelehrten geschieht und in der Ordnung des Wissens und in der Praxis sich auswirkt. Die Praxis rückt nun in den Mittelpunkt unserer Überlegungen (im Rahmen des Symposions war den »Domänen« der dritte Halbtag gewidmet).

Werke. Literaturgeschichten und Interpretationen waren die Hauptgeschäfte des Fachs nach 1945 (Norbert Oellers verwies auf die relativ geringe Bedeutung von Editionen). Literaturgeschichten setzten eine starke Tradition fort, während die »Entdeckung« des literarischen Gegenstands und seiner allgemeinen Bedingungen, die ästhetisch und anthropologisch, nicht aber historisch verstanden wurden, einen dem Neuen angemessenen »furor interpretandi« (Horst Rüdiger, 1963) entfesselte. Eine neue Richtung legitimiert sich durch Tradition und rekonstruiert die Geschichte auf sich bezogen: Das Argument von Wolfgang Kayser lautete deshalb, daß es keine neuen Ansätze, wohl aber ein neu geordnetes Terrain gebe. »Während der Vorherrschaft jener andersgerichteten Arbeitsweisen hat es nicht an Forschern gefehlt, die den eigentlichen [!] Aufgaben treu geblieben sind,« schreibt er im Vorwort des Sprachlichen Kunstwerks (1948)41 und hatte recht damit: In der Deutschen Vierteljahrsschrift kann, beispielsweise, die Wende zur Werkimmanenz um 1941 beobachtet werden (Dainat); um die Bedeutung und Richtigkeit der »neuen« literaturwissenschaftlichen Vorstellungen noch stärker zu machen, zieht Kayser (Grundsatz)Texte aus anderen und anderssprachigen Ländern heran – die Bibliographie in seinem Buch war programmatisch gedacht.

Man hat nach dem Krieg die Möglichkeit, sich zurück- und aus den politischen Debatten zu ziehen, gewiß gerne genutzt und so zur Karriere dieses Ansatzes beigetragen. Auch glaubte das Fach, sich gegen andere Fächer abgrenzen und eigenständig definieren zu können (Eberhart Lämmert). Und der unbändigen Leselust der damals Jungen (bezeugt etwa von Karl Otto Conrady, Ingrid Strohschneider-Kohrs und Manfred Naumann) kam entgegen, daß man nun schon als Leser Literaturwissenschaftler sein konnte. Zweierlei wurde aber nicht bedacht: einmal die theoretischen Grundlagen und Schwierigkeiten des Ansatzes. Dem entspricht ganz die Beobachtung von Prinz und Weingart, daß das Allgemeine des Besonderen, dessen theoretische Voraussetzungen, erst zwanzig Jahre später bewußt wurde (Peter Szondi war dank seiner frühen Adorno-Lektüre eine Ausnahme).42 Zum zweiten übersah man, wie sehr die (nicht explizierte) Ästhetik von der Poetik der in den Kanon genommenen Dichtungen sich herleitete; weil aber die zum Beispiel genommene Literatur als grenzenlos gültig galt, konnte diese Abhängigkeit als historische nicht problematisch werden. Beiden Fragen waren Tagungsbeiträge gewidmet; bezogen auf die zweite Frage soll im folgenden auch ein Beispiel für die Anverwandlung moderner Poesie ergänzend vorgestellt werden.

Die Interpretation literarischer Werke muß deren Eigenständigkeit annehmen und gleichzeitig dem Kontext, ohne den eine Interpretation nicht möglich ist, einen Status einräumen, der dem Text seinen Subjektcharakter beläßt. Lutz Danneberg hat die theoretische und in den kritischen Darlegungen seit den späten sechziger Jahren nie reflektierte Grundthese der Werkimmanenz analysiert und als »Maximierungsannahmen« bezeichnet: »Die zu wenig beachtete, in ihren Auswirkungen auf die Interpretation kaum zu überschätzende Pointe bei der Annahme zum ästhetischen Charakter besteht darin, daß sie als ein Bündel von Maximierungsannahmen zur Orientierung der Interpretation wirksam wird: Das literarische Kunstwerk ist im höchsten Maße (zum Beispiel) einheitlich, kohärent, bedeutungsträchtig, gestalthaft.« Die theoretischen Schwierigkeiten in diesem Programm bestehen nun, folgt man Danneberg, darin, die ästhetischen Kriterien anzugeben und zu bestimmen, welche Werke die Maximierungsannahmen rechtfertigen. Das von Staiger hervorgehobene Kriterium der »Einstimmigkeit« sei unterdeterminierend, und die letztlich

³⁹ Vgl. Anm. 25.

⁴º Ebd. S. 2.

⁴¹ Wolfgang Kayser, Das sprachliche Kunstwerk. Eine Einführung in die Literaturwissenschaft, Bern u. München 1948, S. 5.

⁴² »An die Stelle der erschließenden Kultivierung des Besonderen tritt die aufklärerische Feier des Allgemeinen, vor allem des Gesellschaftlich-Allgemeinen« (Anm. 22, S. 17).

interpretierten Werke entstammten einem bestimmten Bildungskanon, der aus dem Programm selbst nicht zu rechtfertigen sei.

In beiden Fällen besteht die Schwierigkeit darin, doch nicht das einzelne Werk auswählen und individuell charakterisieren zu können, so daß das Einzelne wieder in allgemeinen Annahmen aufgeht. Für den Kanon ergibt sich das deutlich aus Bernhard Böschensteins Darstellung der romantischen und klassischen Ursprünge von Staigers Grundbegriffen der Poetik (1946). Nicht Heideggers Zeitphilosophie sei der Horizont dieses Buches. wie man allgemein meint, sondern Staiger leite seine Gattungstypologie vornehmlich von bestimmten Werken ab: das Lyrische von Gedichten Brentanos, das Dramatische von Kleists Das Bettelweib von Locarno, das Epische von Homer, und hinter Homer stehe der Goethe von Hermann und Dorothea. Böschenstein charakterisierte Staiger als »nachgeborenen Späthistoristen, der geschichtsenthoben aus dem Saal der Vergangenheite schöpft«. Staiger entwickelt in der Tat Werkbilder, die die Werke aufeinander beziehbar, ja austauschbar machen, weil sie nicht als einzelne historisch-genealogisch charakterisiert werden. Vermutlich ist die Geschichtslosigkeit dieses höheren Historismus Grund dafür, daß Heideggers Antwort auf den Historismus von Staiger als kongenial empfunden und doch mit gewisser Berechtigung herangezogen wurde.

Und wieder verbirgt sich hinter dem angeblich neutralen Gegenstand die Wahl. Denn wenn die Methode unter Berufung auf den Gegenstand entwickelt wird, so ist es nicht der »Gegenstand«, sondern eine Vorstellung von diesem. So wird verständlich, warum von den zwei Möglichkeiten, auf den Gegenstand zu reagieren: ihn gewissermaßen »fortzusetzen« oder geschichtlich und kritisch sich zu ihm in Distanz zu bringen, warum von diesen Alternativen fast nur die erste gewählt wurde. Man lebte eben gerne in der eigenen Kontinuität.

Zwei Paradigmen waren es vor allem, auf die sich die neue Literaturwissenschaft berief: die Klassik (im weitesten Sinn) und die »absolute Poesie«, die Werner Günthers Artikel in der Deutschen Vierteljahrsschrift den Titel gab. 43 Günther Müller sucht das Eigenständige der dichterischen Gestalt (im Verhältnis zu Natur und historischer Lebenserfahrung) zu begründen, und er greift zurück auf die klassische Dichtung. Rainer Baasner zeigte, wie Müller Goethes Positionen »ahistorisch unbegrenzte Gültigkeit« einräumt. Zwischen 1938 und 1944 entwickelt er die Grundzüge seiner »morphologischen Poetik«, die von einer Kraft (der »Dichtung«) aus-

geht. Diese Kraft wird im sprachgetragenen »Klangleib« wahrnehmbar, durch dessen Metamorphosen die verschiedenen Werke entstehen: »Der dichtende Akteur prägt zwar die Form durch seine eigene Individualität, verleiht jedoch nur den Umgestaltungen der Urform der ›Dichtung‹ Ausdruck. «

Günthers Beitrag über die moderne Dichtung ist ein gutes Beispiel für die Wahl zwischen Fortsetzung und Kritik: Das Absolute der absoluten Kunst bestehe darin, das Dasein rein ästhetisch zu begründen; sie ziehe sich deshalb auf sich selbst zurück und habe nur mehr die (eigene) schöpferische Tat zum Gegenstand. Bis heute findet man den Gedanken, die methodische Konsequenz aus der Erkenntnis absoluter Poesie sei die Werkimmanenz, die Analyse des Ästhetischen. Ist jedoch das Charakteristische dieser Dichtung die Negation der Welt, hätte die Interpretation, wäre sie historisch, den Bruch selbst zu analysieren. Warum sie das nicht tut, wird deutlich, wenn man sieht, was Günther mit »ästhetisch« meint. Er führt die absolute Poesie zurück auf Goethes »Gelegenheitsgedicht«, das »die zeugende Stimmung an jenem Punkt, wo das individuelle Gefühl in den kosmischen Strom einmündet«,44 sucht (auch die moderne Begründung der Werkimmanenz wird historisch von der klassischen abgeleitet) und er nimmt diesen Goethe in Nietzsche hinein, weil er nun »absolut« als »dionysisch« definiert. Wenn Kunst als »die einzige metaphysische Tätigkeit des Menschen«45 gilt, so weil das Innere des Menschen, genügend tief aufgefaßt, zum Kern der Welt führt, zum »Herz der Welt« (wie Günther sagt), zum »Weltgrund«.

Die negative Kraft dieser Literatur ist nicht Gegenstand der Methode, weil die dichterische Form als Königsweg zum Wesen der Welt gilt. Man kann das Ästhetische analysieren und sicher sein, die eigenen Weltvorstellungen zu finden. Dem hätte sich nur die historische Analyse der tatsächlichen Differenz irritierend in den Weg stellen können; diese Analyse wäre ihrerseits nur möglich geworden durch eine fachgeschichtliche Reflexion der eigenen (Wert) Voraussetzungen.

Literaturgeschichten. In den Domänen des Faches schien sich der Grundkonflikt von Ordnung und Orientierung aufzuteilen. Doch schon durch den Kanon interpretierter Werke werden ästhetische Werte (im Mittelpunkt stehen vor allem Goethebilder) vorausgesetzt; solches zeigte sich deutlich auch in Methodenfragen. Ebenso ist bei den Literaturgeschichten die Lage gemischt: Zwar wird gerade die »Literaturgeschichte zu den Orientierungsgenres gezählt« (Wilfried Barner), doch gibt es wichtige

⁴³ Werner Günther, Über die absolute Poesie. Zur geistigen Struktur neuerer Dichtung, in: Deutsche Vierteljahrsschrift 23, 1949, S. 1–32, und 24, 1950, 146–147. Dainat behandelte die Publikationsgeschichte dieses Artikels.

⁴⁴ Günther, Anm. 43, S. 4.

⁴⁵ Ebd., S. 5.

Versuche, die schiere Präsentation von Wissen zu ihrer Aufgabe zu machen.

Barner konnte ein dichtes Netz der Historiographien entfalten, die selbst eine erstaunliche Kontinuität aufweisen. 46 Die Gattung lebt fort vor allem aufgrund ihrer institutionellen Festigkeit als Leitgenre (in Schule und Hochschule), des (für diese Aufgabe erforderlichen) Alters der Autoren und ihres »spezifischen Potentials zu einer ›zweiten«, einer ›anderen« Geschichte«, einer wertenden Konstruktion von Geschichte - bevor die Geschichtswissenschaft dazu kommt. Die Subjekte der Literaturgeschichten (und damit ihre Ordnungsprinzipien) sind unterschiedlich, entscheidend wird, ob diese Ordnungsprinzipien auch normative Kraft erhalten. In Paul Böckmanns Formgeschichte der deutschen Dichtung (1949) etwa ist »Form« nicht universalistisch gedacht: geeignet, alle möglichen Werke aufzunehmen, sondern eine Kategorie der Auswahl, die gegen die »beunruhigende Formlosigkeit«47 sich richtet. Dem gegenüber stehen die Versuche neutraler Ordnungen. Die einbändigen und außerordentlich erfolgreichen Literaturgeschichten Gerhard Frickes⁴⁸ und Fritz Martinis⁴⁹ (beide hatten sich im Dritten Reich kompromittiert: Fricke war beispielsweise Mitherausgeber des Sammelbandes Von deutscher Art in Sprache und Dichtung, Martini Beiträger) wollten sich der Synthesen enthalten und konzentrierten sich auf »Dichter und Werk«; dieser Tendenz folgten in verstärktem Maße Helmut de Boor und Richard Newald; der Drang zum puren Wissen mündete schließlich in eine Annalistik Fritz Schmitts, Herbert A. und Elisabeth Frenzels oder Heinz Otto Burgers. Alle diese Bemühungen sind gegen literaturgeschichtliche und interpretierende Orientierungen gerichtet. Sie müssen sich jedoch die Frage gefallen lassen, die sie sich in der Regel nicht gestellt haben, welches denn die Prinzipien der eigenen Ordnung seien.

Schluß. Verwissenschaftlichung und die Nutzung der von den fachlichen Institutionen angebotenen relativen Freiheit ist von einer kritischen Reflexion der (unvermeidlichen) Werte nicht zu trennen. Dieses Resümee hat nicht nur Bedeutung, weil es von einem allgemeinen fachgeschicht-

lichen Zusammenhang spricht, der übertragbar ist, sondern weil der Verdacht nahe liegt, daß die Werte selbst auch heute wirken, ohne daß dies ausreichend bedacht wird. So scheint das Symposion zu zweierlei aufzufordern: den Zusammenhang weiter zu prüfen, indem weitere fachgeschichtliche Bereiche hinzugezogen werden. Die Rolle der Remigration, die Transfers zwischen der deutschen Literaturwissenschaft und anderen Fächern, das Verhältnis zur (literarischen) Moderne und der Umgang mit Außenseitern müssen gewiß dazu gehören. Zweitens gilt es, das kritische Potential der Wissenschaftsgeschichte weiter zu entfalten. Diese Tagung wird ihre Fortsetzung haben müssen.

⁴⁶ Paul Fechters »Geschichte der deutschen Literatur« ist das beste Beispiel: Sie erschien zuerst 1932, in zweiter Auflage 1941, und zur großen Genugtuung vor allem älterer Leser 1952 wieder – mit den gleichen Wertungen, insbesondere den herablassenden gegenüber der Moderne.

⁴⁷ Hamburg 1949, Bd. 1, S. 4.

⁴⁸ Geschichte der deutschen Dichtung, Tübingen 1949 (ab der 10. Aufl. 1964 gemeinsam mit Volker Klotz).

⁴⁹ Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 1949 (19. Aufl. 1991).

SONDERDRUCK AUS DEM JAHRBUCH DER DEUTSCHEN SCHILLERGESELLSCHAFT XXXVIII/1994